



Klassismus

Oder: Was meine ich eigentlich, wenn ich von Klassismus spreche? Eine Annäherung.

Von *Tanja Abou*

Als ich vor etwa 8 Jahren angefangen habe Workshops zum Thema „Klassismus“ zu geben, war der Begriff noch völlig unbekannt (oder: wieder unbekannt geworden). Zu meinem ersten öffentlichen Workshop kamen genau drei Leute; 2 englischsprachige Menschen und eine Person, die sich vorstellen konnte zu übersetzen. Sie berichteten, dass andere dachten, es ginge um einen Workshop über Kunst, Klassizismus. Immerhin war denen, die gekommen waren klar, dass es um etwa anderes ging. Mittlerweile findet Google auch ein paar Ergebnisse zu „Klassismus“, die sich mit dem beschäftigen, was ich meine, wenn ich mit diesem Begriff arbeite: Die Diskriminierung aufgrund der sozialen Herkunft.

Nun fällt es den meisten Menschen schwer, eine Diskriminierung von einem Vorurteil zu trennen. Ein Vorurteil – das, was viele auch als eine „Meinung“ bezeichnen – ist etwas, was verletzend daher kommen kann. Bilder, die genutzt werden, um Menschengruppen zu beleidigen. Das ist nicht nett und fühlt sich für die Betroffenen nicht gut an. Ich bin weit davon entfernt zu sagen, dass ein Vorurteil nicht verletzend sein kann – aber um von einer Diskriminierung zu sprechen, muss aus meiner Sicht ein gewichtiges Kriterium hinzugenommen werden: Das – systematische – abgeschnitten sein oder werden von Ressourcen. Im Falle von „Klassismus“ Ressourcen wie Bildung, Geld, Anerkennung und gesellschaftliche Teilhabe.

Begriffsgeschichte

Ich werde im Folgenden noch weiter darauf eingehen, wie ich dieses abgeschnitten-sein begründe, zunächst aber möchte ich eine kleine Begriffsgeschichte voran stellen. Der Begriff „Klassismus“ ist keine neue Erfindung, sondern ein Begriff, der schon in den 1970er Jahren benutzt wurde. Das feministisch-lesbische Kollektiv „The Furies“, zu dem auch die Schriftstellerin Rita Mae Brown gehörte, nutzte den Begriff in dem von ihnen heraus gegebenen gleichnamigen Magazin. Sie thematisierten, wie *weiße* Feminist*innen aus der Mittelklasse die Feminist*innen¹ aus der Arbeiter*innenklasse zugunsten ihrer eigenen Wohlstandsbiographien abhängten (Vgl. Myron 1972) – ähnlich wie Clara Zetkin es in „Zur Geschichte der proletarischen Frauenbewegung in Deutschland“ schon 1928 beschrieb, nur dass Clara Zetkin den Begriff „Klassismus“ nicht benutzte. Wem es Spaß macht, in historische Texte einzusteigen, dem*der möchte ich die Sammlung der Texte von den Furies und auch die von Clara Zetkin ans Herz legen – die Überschneidungen in den Schlüssen, die bezüglich der bürgerlichen Frauenbewegung und der mangelnden Solidarität gegenüber den proletarischen Genoss*innen gezogen werden sind bemerkenswert. Im deutschsprachigen Raum war es Anja Meulenbelt, die 1988 in „Scheidelinien. Über Sexismus,

¹ Ich verwende den Asterisk um Geschlechtsidentitäten jenseits eines binären männlich-weiblich Raum zu geben.

Rassismus und Klassismus“ zum ersten Mal den Klassismusbegriff nutzte, um nicht nur die bloße ökonomische Ausbeutung von Menschen zu beschreiben, sondern auch tägliche Abwertungserfahrungen, die Menschen aus der Arbeiter*innenklasse machen.

Die Diskussionen in der autonomen FrauenLesben Bewegung wurden auf universitärer Ebene weniger unter dem Begriff „Klassismus“ verhandelt, sondern fanden als Auseinandersetzungen um die Un-/Möglichkeit von Bildungsaufstiegen von Arbeiter*innentöchtern bis Mitte der 1990er Jahre eine – kurze – Plattform (Vgl. Abou 2015). Spannend an dieser Entwicklung ist, dass der Begriff „Klasse“, der in „Klassismus“ enthalten ist, aus der Diskussion verschwindet und über „Schicht“, „soziale Herkunft“ oder ähnliche, politisch weniger aufgeladene Begriffe verhandelt wird. Erst in den 2010er Jahren wird der Begriff „Klassismus“ wieder stärker verwendet. Einen maßgeblichen Beitrag hierzu leisteten Heike Weinbach und Andreas Kemper mit dem 2009 erschienenen Einführungsband „Klassismus“. Andreas Kemper hatte schon 2003 an der Universität Münster das bis dato einzige Referat für Arbeiter*innenstudierende in Deutschland gegründet und ist Mitbegründer des Instituts für Klassismusforschung.

Gesellschaftliche Auswirkungen

Ich verwende den Begriff „Klassismus“, weil er für mich einen ganzen Zusammenhang an diskriminierenden Praxen und Strukturen auf den Punkt bringt, für die ich lange keine Worte hatte. Fangen wir bei der Bildung an. In statistischen Zahlen gibt der so genannte „Bildungstrichter“ Aufschluss darüber, wie viele Menschen in Deutschland Zugang zu einer Hochschule bekommen. Interessant ist hierbei, dass nicht der ökonomisch-materielle Status, also das Geld, das einer Familie zur Verfügung steht, über die Bewertung der „sozialen Herkunft“ entscheidet, sondern der Bildungsabschluss der Eltern. Laut einer Erhebung des HIS (Hochschulinformationsservice) erreichen von 100 Kindern „hoher sozialer Herkunft“ – also Kindern von Akademiker*innen – Deutschland 77 die Hochschulzugangsberechtigung. Von Kindern aus Arbeiter*innenfamilien sind es 23 (Vgl. BMBF 2013).

Nun fängt die Selektion nicht erst bei dem Übergang der weiterführenden Schulen zur Hochschule an, sondern schon in der Grundschule, wo Kinder eine Gymnasialempfehlung auch entsprechend ihrer sozialen Herkunft – und nicht nur ihrer Leistung entsprechend erhalten. Die Hradil-Studie, bei der „Bildungschancen und Lernbedingungen an Wiesbadener Grundschulen am Übergang zur Sekundarstufe I“ (2006/2007) erhoben wurden, fand heraus, dass eine Gymnasialempfehlung für Schüler*innen aus der so genannten „Unterschicht“ bei gleicher Leistung weniger wahrscheinlich ist, als bei Schüler*innen aus Akademiker*innenfamilien (Vgl. Schulze/Unger/Hradil 2008). Zu ähnlichen Ergebnissen kommt die IGLU-Studie, die aufzeigt, dass Kinder aus Arbeiter*innenfamilien mehr Kompetenz in unterschiedlichen Bereichen zeigen müssen als Kinder aus Akademiker*innenfamilien, um eine Gymnasialempfehlung zu bekommen (Vgl. ebd., 219ff).

Hier zeigt sich schon, dass es weder um Intelligenz, Begabung oder Fleiß geht, sondern um soziale Vererbung, Anspruchs- und Gewöhnungshaltungen („In unserer Familie wird nun mal Abi gemacht und studiert!“) – und manchmal einfach Glück geht. Es gibt einen schönen Comic von „The Pencilsword“, der frei übersetzt mit „Auf dem Silbertablett“ überschrieben

ist. Die fiktiven Charaktere Richard und Paula werden in ihren Biographien vergleichend nebeneinander gezeichnet. Richard kommt aus einer wohlhabenden Familie und wird zeitlebens gefördert und unterstützt – mit Zeit, Geld, Förderunterricht und Vitamin B, während Paula bei anfangs guten schulischen Leistungen mangels der gleichen Ressourcen keine finanzielle Förderung für das Studium bekommt, nebenher arbeitet, ihren Bildungsweg abbricht und sich um die erkrankten Eltern kümmert. Am Ende reicht sie auf einer Party als Servicekraft dem aufgestiegenen Richard Austern, der seinen Erfolg im Leben damit begründet, dass ihm nichts „auf dem Silbertablett serviert worden sei“ (Vgl. The Pencilsworld).

Was ich an dieser Stelle deutlich machen möchte ist, dass die Zugänge zu formeller Bildung – entgegen weit verbreiteter Auffassungen – in Deutschland nicht für jede*n gleich sind. Das heißt auch, dass der Zugang zu Beschäftigungen, die einen hohen formellen Bildungsabschluss erfordern, strukturell für Menschen aus Arbeiter*innenfamilien erschwert ist. Diese Beschäftigungen sind in der Regel besser bezahlt – womit ich bei dem Punkt Geld angekommen bin. Menschen, die sich in ihrem Leben wenig mit existenziellen Ängsten um die nächste Mahlzeit oder die nächste Miete beschäftigen mussten, betonen gern, dass Geld nicht alles sei. Das ist – zumindest im Kapitalismus – Quatsch. Mit Geld lässt sich in diesem System alles von der komfortablen Wohnung im Innenstadtbereich bis hin zur besseren Gesundheitsversorgung kaufen. Auch symbolische Güter, wie das Bio-Essen und die Fairtrade-Kleidung lassen sich mit dem nötigen Kleingeld besser kaufen als – überspitzt formuliert – mit der Hartz IV Grundsicherung. Dass es sinn- und verantwortungsvoll sein kann, diese Dinge zu kaufen und zu sich zu nehmen, keine Frage – allerdings sind solche Konsumententscheidungen oft nicht an ein Bewusstsein geknüpft, dass es voraussetzungsvoll ist, sich Dinge leisten zu können und dass es das politisch-ökologische Gewissen entlastet, sondern gehen nicht selten mit einem Naserümpfen gegen die einher, die das eben nicht können.

Ich möchte aus der Frage nach Anerkennung keinen individualisierenden „Ihr müsst nett zu Leuten sein, die weniger Geld haben“-Appell machen. Dafür ist die Verweigerung von Respekt, die Menschen mit wenig Zugang zu Ressourcen erfahren, zu weitreichend. Die täglichen Mikroaggressionen – so fasse ich verbale und non-verbale Entwertungen im Alltag zusammen – setzen sich auch auf struktureller Ebene fort. Sei es – wie oben beschrieben – in der Annahme, dass „solche“ Familien ihre Kinder nicht hinreichend bei ihrer formellen Bildung unterstützen könnten oder dass die unzureichende Versorgung mit Ressourcen selbst verschuldet, die in der Gesellschaft vergebenen „unteren“ Plätze also gerechtfertigt seien.

Die Vorurteile gegen so genannte „Asoziale“ formierten sich schon in den 1920er Jahren. Zuschreibungen wie „*moralisch schwachsinnig*“, „*unangepasst*“ oder „*arbeitscheu*“ wurden unter dem Sammelbegriff „*abweichendes Verhalten*“ zusammengefasst. Im Nationalsozialismus wurden als „asozial“ stigmatisierte mit dem schwarzen Winkel gekennzeichnet und verfolgt. Der schwarze Winkel war ein – willkürlicher – Sammelbegriff, unter den Bettler, Sexarbeiter*innen, Sinti*ze und Rom*nija, Menschen, „*die sich der Pflicht zur Arbeit entziehen*“ – kurz: Menschen, die als Fremdkörper gesehen wurden, fielen (Vgl. Stegemann 2013). Auch Frauen, denen nachgesagt wurde, Verhältnisse mit Zwangsarbeitern zu haben, konnten unter dem Label „Asozial“ inhaftiert werden. Oft ohne

Prozess, mit erzwungenen Geständnissen. Die wenigen auffindbaren Überlebenden, die ihre Geschichten erzählen konnten und wollten, berichteten davon, dass sie bis heute um eine Anerkennung der Verfolgung kämpfen müssen – überhaupt ist die Geschichte der vom „schwarzen Winkel“ Betroffenen bis dato wenig bis gar nicht aufgearbeitet, geschweige denn Entschädigungen gezahlt worden². Die Vorurteile gegenüber den Gruppen, die unter den schwarzen Winkel gefasst wurden, wurden in Antidiskriminierungsbewegungen wenig bis gar nicht aufgegriffen – als 1997 in Amsterdam in einem Entwurf für Antidiskriminierungsgesetze vier Kategorien gestrichen werden sollten – „soziale Herkunft, Alter, ‚Behinderung‘ und sexuelle Orientierung“ (Vgl. Kemper/Weinbach 2013) – meldeten sich entsprechende Lobbygruppen, um diese wieder aufzunehmen. Für „soziale Herkunft“ gab es keine Lobby.

Angesichts des strukturellen Ausschlusses von – auch politischen – Teilhabe- und Mitsprachemöglichkeiten von Menschen so genannter „niedriger sozialer Herkunft“ wundert es mich nicht, dass es diese Lobby – noch – nicht oder nicht in ausreichend hörbarem Maße gibt. Vergangene Bewegungen haben es geschafft, ökonomische Ungleichheiten sichtbar zu machen, Lohnabhängigkeit zu kritisieren und das System Kapitalismus von allen Seiten zu beleuchten. Was diese Bewegungen nicht geschafft haben, ist den Stimmen derer Raum zu geben, die von Ausschlüssen und Diskriminierung täglich betroffen sind. Bei keiner anderen Diskriminierung wird so gern über die Betroffenen geschrieben und Konzepte für ihre Befreiung entworfen wie „soziale Herkunft“ – statt zu verstehen, was eine Verständigung verhindert. Die Arbeitertöchter – verschiedene Gruppen von selbst organisierten Frauen aus der Arbeiter*innenklasse an Universitäten – stellten immer wieder heraus, dass sie sich gegenüber Bürgerlichen mundtot gemacht fühlten, weil ihre Worte und ihre Sprache in Kontexten von Universität und Politgruppen als unzureichend bis lächerlich dargestellt wurden (Vgl. Abou 2015).

In einer Broschüre, die aus dem schwedischen übersetzt wurde – „Mit geballter Faust in der Tasche“ – schreiben sich politisch aktive Genoss*innen ihren Frust über das fehlende Klassenbewusstsein ihrer Mitstreiter*innen von der Seele. Sie wundern sich, warum manche Genoss*innen so viel mehr Geld zu haben schienen als sie – bis sie dann feststellten, dass deren Eltern Ärzt*innen und Rechtsanwält*innen waren. Mit zur Verfügung stehenden Ressourcen war es einfach zu diversen Polittreffen in verschiedenen Winkeln des Landes zu fahren – was den proletarischen Genoss*innen schon alleine finanziell nicht möglich war. Diese und andere Beispiele lassen sich auf deutsche linke Politikontexte, die stark universitär geprägt sind, so oder so ähnlich übertragen (zu der Frage wer überwiegend Zugang zu Universitäten und formeller Bildung bekommt habe ich oben schon etwas geschrieben).

Ist Klassismus also eine moralische Anklagekategorie, die zur Spaltung von Emanzipationsbewegungen führen soll? Ganz sicher nicht! Ich begreife Interventionen in Mehrheitskulturen und den Einspruch Marginalisierter als eine Einladung mitzudenken. Im engsten Sinne des Wortes: Menschen mit-zu-denken, ihnen zuzuhören und Räume für Stimmen zu öffnen. Und auch: Raum für Selbstorganisation zu schaffen – oder sich zu nehmen. Wenn ich über Klassismus schreibe fehlen mir selbst manchmal noch die Worte –

² Die Initiative für einen Gedenkort ehemaliges KZ Uckermark e.V. setzt sich seit Jahren für die Schaffung eines würdigen Gedenkortes ein und hat auf ihrer Homepage Geschichten Überlebender zusammen getragen.

ich jongliere mit Begriffen wie „soziale Herkunft“, „Genoss*innen“, „Bürgerliche“ – und Begriffen, die andere Gruppen entwickelt haben, die ich hier noch nicht erwähnt habe. Die *WorkingClassPovertyClassAcademics* zum Beispiel, abgekürzt WCPCA ist eine Gruppe von Akademiker*innen aus der Arbeiter*innen oder Armutsklasse, die sich zunächst in den USA zusammen fanden und die es seit 2012 auch in Deutschland gibt. Solche Zusammenschlüsse sind wichtig, um gemeinsame Worte zu finden, Erfahrungen, die zunächst als „individuelle“ erlebt werden als kollektive Erfahrungen einordnen zu können – wie zum Beispiel das vermeintliche „Scheitern“ im/am Bildungssystem, Probleme, sich im Jobcenter zu behaupten oder die schrittweise Verdrängung aus hipper und teurer verkaufbar werdenden Kiezen.

Ich möchte kein Bild zeichnen von den „armen Betroffenen“ und den „bösen Privilegierten“. Es gibt wunderbare, solidarische Aktionen – wie zum Beispiel das Onlineportal „sanktionsfrei“, wo ein Zusammenschluss aus Anwäl*innen und prominenten Gegner*innen des Harz IV Systems – wie die ehemalige Jobcentermitarbeiterin Inge Hannemann – Betroffene unterstützen zu ihrem Recht auf Grundsicherung zu kommen und sich gegen Sanktionen zu wehren. Gleichzeitig setzt sich die Initiative für das bedingungslose Grundeinkommen ein, weil sie der Überzeugung sind, *„dass Menschen sich auf der Basis von Vertrauen und einer materiellen Grundsicherung entfalten und sinnvoll in die Gesellschaft einbringen können und wollen“* (sanktionsfrei.de).

Als Person, die jahrelang zu den „Working Poor“ gehörte, also zu denjenigen, die trotz mehrerer kleiner Jobs, die in Summe eher mehr als weniger eine Vollzeitbeschäftigung ergaben, unterhalb der Armutsgrenze gelebt hat, kann ich den Wert materieller Grundsicherung nicht genug unterstreichen – diese Grundsicherung wird Menschen aber verweigert; genau wie der Zugang zu formeller Bildung, Anerkennung und gesellschaftlicher Teilhabe.

Ich wünsche mir sehr, dass diese kurze Reise zu verschiedenen Aspekten von „Klassismus“ zu Auseinandersetzungen und Vertiefungen der einzelnen angesprochenen Punkte anregt und dass die Stimmen der Betroffenen nicht (wieder) so schnell überhört werden.

Literatur- und Quellenverzeichnis:

Abou, Tanja (2015): Prolesben und Arbeiter*innentöchter. Interventionen in den feministischen Mainstream der 1980er und 1990er Jahre, in: Kurswechsel Nr. 4 vom Dezember 2015.

Bildungsministerium für Bildung und Forschung (BMBF) (2013): Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland, Bonn, Berlin: Eigenverlag.

Kemper, Andreas/Weinbach, Heike (2009): Klassismus, Eine Einführung, Münster: Unrast Verlag.

Kuhn, Gabriel (2009): Mit geballter Faust in der Tasche, Schwabach: Syndikat-a.

Meulenbelt, Anja: Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Myron, Nancy (1972): Class Beginnings, in: „the furies“ Volume 1, Issue 3, S. 2-3.



Sanktionsfrei (2017): Über uns, URL: <https://sanktionsfrei.de/ueber-uns/> (letzter Zugriff: 11.04.2017).

Schulze, Alexander/Unger, Rainer/Hradil, Stefan (2008): Bildungschancen und Lernbedingungen an Wiesbadener Grundschulen am Übergang zur Sekundarstufe 1. Projekt- und Ergebnisbericht zur Vollerhebung der GrundschülerInnen der 4. Klasse im Schuljahr 2006/07, Wiesbaden: Eigenverlag.

Stegemann, Dirk (2013): „Arbeitsscheu“ und „asozial“, in: Gen-ethischer Informationsdienst (GID) 220 vom Oktober 2013, S.16-18.

The Pencilworld (2015): On a plate, URL: <http://thewireless.co.nz/articles/the-pencilword-on-a-plate> (letzter Zugriff: 11.04.2017).

Über die Autorin

Tanja Abou ist Sozialarbeiterin, queere Poverty-Class Akademikerin, Social-Justice-Trainerin, Careleaverin, Gründungsmitglied des Instituts für Klassismusforschung, systemische Therapeutin in Ausbildung, Projektmitarbeiterin bei "Alternative Future – zur Stärkung von gewaltbetroffenen Kindern und Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe" – und Kinderbuchautorin. Sie lebt und arbeitet in Berlin, wenn noch Zeit bleibt schreibt und zeichnet sie darüber.